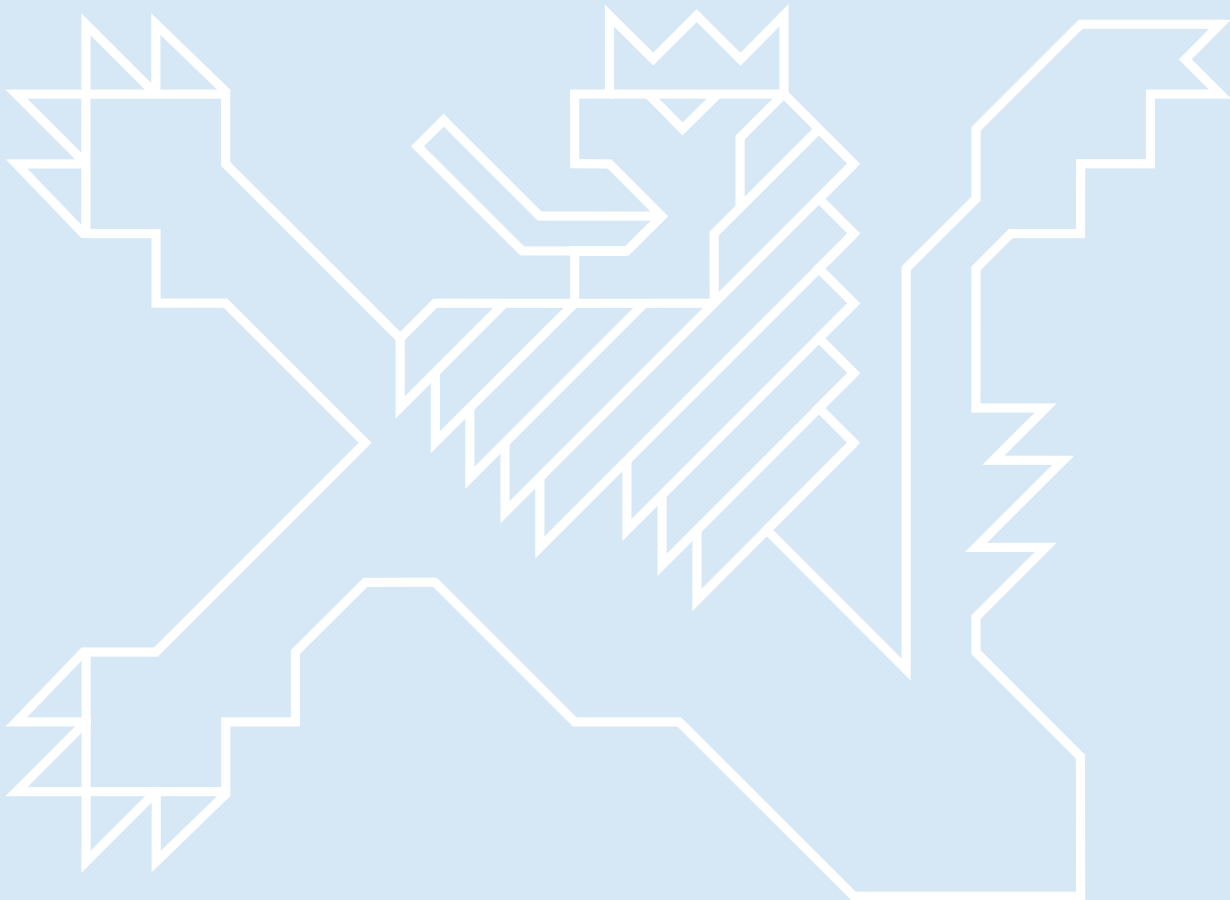


Alzey

FESTSCHRIFT

Verleihung des
Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises
der Stadt Alzey 2021 an Daniel Kehlmann





Preisträger des Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises

1988: Luise Rinser

1991: Rolf Hochhuth

1994: Wulf Kirsten

1997: Ursula Krechel

1999: Christa Wolf

2003: Claude Vigée

2006: Ulla Hahn

2009: Hanns-Josef Ortheil

2012: Barbara Honigmann

2015: Peter Härtling

2018: Rafik Schami

2021: Daniel Kehlmann

Zu Ehren der Schriftstellerin
Elisabeth Langgässer



FESTSCHRIFT

Verleihung des
Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises
der Stadt Alzey 2021
an Herrn Daniel Kehlmann
am 26. Februar 2022



Daniel Kehlmann, Bürgermeister Christoph Burkhard,
Thomas F. Koch bei der Preisverleihung (v. r. n. l.).

Begrüßung von Christoph Burkhard, Bürgermeister der Stadt Alzey

Sehr geehrte Angehörige der Familie Langgässer,
sehr geehrte Mitglieder des literarischen Beirats der Stadt Alzey,
sehr geehrte Ehrengäste und vor allem,
sehr geehrter Herr Kehlmann,

im Laufe des Jahres 2020 haben wir den literarischen Beirat der Stadt Alzey zu uns eingeladen. Alle Mitglieder – dies sind Literaturwissenschaftler Professor Karl-Josef Kuschel, die Schriftstellerin Irina Wittmer, der Vorsitzende der Elisabeth-Langgässer-Gesellschaft, Karlheinz Müller, der frühere Direktor des Elisabeth-Langgässer-Gymnasiums, Gerhard Hoffmann und als Vorsitzender des Gremiums Herr Thomas Koch, ehemaliger Leiter Landeskultur beim Rundfunksender SWR 2 – wissen, welche Erwartungshaltung mit dieser Einladung verbunden ist.

Sie sollen sich in mehreren Sitzungen auf eine neue Preisträgerin, einen neuen Preisträger verständigen, mit dem Ziel, dass der Bürgermeister der Stadt Alzey im darauffolgenden Februar den Elisabeth Langgässer-Preis überreichen darf. Und der literarische Beirat hat erneut eine vorzügliche Arbeit abgeliefert und sich am Ende eines nichtöffentlichen Verfahrens, bei dem ich gar nicht zugegen bin, für Daniel Kehlmann ausgesprochen. Ich freue mich sehr über diese sehr gute Wahl!

Was die Beweggründe waren, dazu hören wir vielleicht nachher von Thomas Koch ein klein wenig mehr.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

die Entwicklung der Menschheit beruht auf Wissen und Erfahrung. Dieses Wissen und diese Erfahrung haben wir uns über viele, viele Jahrhunderte erworben, durch Beobachten, Forschen, usw. Und wie sich dieses Forschen noch vor etwa 200 Jahren abgespielt hat, inklusive schmerzhaften Selbstversuchen, davon können wir uns beim Lesen des Romans von Daniel Kehlmann „Die Vermessung der Welt“, mit der Beschreibung der Lebenswege des Mathematikers Carl-Friedrich Gauß und des Naturforschers Alexander von Humboldt ein sehr eindrucksvolles Bild machen. Das von den Menschen erworbene Wissen wurde und wird an die nachfolgenden Generationen weitergegeben, bei Urvölkern durch das Weitererzählen innerhalb der Familie oder Sippe, in der modernen Welt durch Schulen, Lehrbetriebe, Universitäten usw. also den unterschiedlichsten Bildungseinrichtungen mit Unterstützung von Büchern, heute natürlich längst erweitert um Medien in Bild und Ton und seit einigen Jahren auch der digitalen Medien.

Und aus diesen Menschheitserfahrungen werden zuweilen auch sehr einfache Lebensweisheiten abgeleitet, wie beispielsweise die zwei folgenden: Erstens: „Man soll die Feste feiern, wie sie fallen“, um nicht von der zweiten Lebensweisheit eingeholt zu werden: „Wer zu spät kommt, den straft das Leben“.

Und so versuche ich die Überleitung hinzubekommen von einer Preisverleihung, die genau vor einem Jahr hätte stattfinden sollen, am Samstag, 27. Februar 2021, verschoben auf den heutigen Samstag, 26. Februar 2022.

Der 27. Februar 2021 war der letzte Samstag im Monat Februar des Jahres 2021, dem Samstag, der dem Geburtstag von Elisabeth Langgässer am nächsten liegt.

Innerhalb der Stadtverwaltung haben wir im Vorfeld immer wieder Planspiele durchgeführt, die wir bereits einige Wochen später wieder über Bord warfen, wegen der Unmöglichkeit, ein würdiges, aber eben auch Corona-konformes Veranstaltungskonzept für den 27. Februar 2021 hinzubekommen. Immer in direkter Absprache mit Daniel Kehlmann haben wir an unterschiedlichen Veranstaltungsformaten gefeilt, letztlich aber sowohl den damaligen Februartermin, als auch einen später stattdessen avisierten Alternativtermin im weiteren Jahresverlauf 2021 absagen müssen.

Und hätten wir nicht den geplanten Ablauf der heutigen Preisverleihung im Vergleich zu den Vorjahren stark abgewandelt, ihr einen in diesem historischen Ambiente des Stadtweingutes zwar sehr schönen, aber eben hinsichtlich der Beteiligung der Öffentlichkeit auch sehr überschaubaren Rahmen verliehen, wir hätten erneut absagen müssen.

Und deshalb danke ich Herrn Daniel Kehlmann auch im Namen der Kolleginnen der Stadtverwaltung, die sich für die Organisation der Preisverleihung verantwortlich zeigen, für sein überaus großes Verständnis und seine große Flexibilität.

Die längst ausstehende und heute endlich nachzuholende Preisverleihung an Daniel Kehlmann findet notgedrungen in der etwa 35-jährigen Geschichte der Preisverleihungen ein neues Format und ich bin davon überzeugt: Der Rahmen stimmt! Die obligatorische öffentliche Lesung, die immer hunderte Zuhörerinnen und Zuhörer anzieht und für den Preisträger im Anschluss mit einer Vielzahl von Signierungen und persönlicher Widmungen in den erstandenen Werken endet, wird Corona-bedingt zu einem späteren Zeitpunkt im Jahr 2022 nachgeholt.

Diese Flexibilität, mit der wir die Elisabeth-Langgässer-Literaturpreisverleihung durchführen, ist übrigens ein weiteres Beispiel dafür, wie wir in Alzey seit 2020 vorgehen. Was möglich ist, wird auch versucht zu tun, natürlich in abgewandelter Form. Ein vernünftiges Abwägen zwischen erforderlichem Infektionsschutz einerseits, aber eben auch der Aufrechterhaltung des öffentlichen Lebens, sei es bei Kultur-, Sport-, oder sonstiger Veranstaltungen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich freue mich, nachher Herrn Daniel Kehlmann den Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis 2021 zu überreichen. Er führt damit die Liste namhafter Autorinnen und Autoren mit Luise Rinser, Rolf Hochhuth, Wulf Kirsten, Ursula Krechel, Christa Wolf, Claude Vigée, Ulla Hahn, Hanns-Josef Ortheil, Barbara Honigmann, Peter Härtling und Rafik Schami als 12. Preisträger fort.

Die Stadt Alzey zeichnet mit diesem Preis Autorinnen und Autoren aus, (Zitat) „deren Werk sich durch sprachlichen Ausdruck würdig in die Nachfolge Elisabeth Langgässers

einreicht“, so Dr. Hans-Jürgen Blinn aus dem Informationshandbuch deutsche Literaturwissenschaft.

Der Preis zielt darauf ab, das literarische Lebenswerk Elisabeth Langgässers in unserer schnelllebigen Zeit im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu erhalten. In der Pflege des Andenkens an die Autorin sehen wir uns an der Seite der Elisabeth-Langgässer-Gesellschaft. Gleichzeitig beabsichtigt die Stadt Alzey mit der Verleihung des Elisabeth Langgässer-Literaturpreises, ihren eigenen Bekanntheitsgrad auch auf kultureller Ebene zu halten und zu erhöhen.

Das Preisgeld i. H. v. 7.500,00 Euro wird durch die Stiftung der Volksbank Alzey-Worms eG zur Verfügung gestellt. Stellvertretend sage ich Herrn Vorstandsvorsitzenden Günter Brück herzlichen Dank.

Grußwort der Landesregierung Prof. Dr. Jürgen Hardeck, Staatssekretär im Ministerium für Familie, Frauen, Kultur und Integration Rheinland-Pfalz

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Burkhard, sehr geehrter Herr Koch,
sehr geehrte Mitglieder des literarischen Beirats,
vor allem aber: verehrter Herr Kehlmann,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

auch ich möchte Sie alle recht herzlich zu diesem festlichen Anlass begrüßen und danke Herrn Bürgermeister Burkhard, dass ich heute als Kulturstaatssekretär im Namen der Landesregierung zu Ihnen sprechen darf.

Ich freue mich, dass ich Sie, lieber Herr Kehlmann, nach unserer Begegnung im letzten Herbst beim „Eifel Literaturfestival“ so bald schon wiedersehen darf. In Bitburg ging es um ihr großartiges Buch „Tyll“ – und ich erzählte Ihnen, dass ich in einigen Tagen die Bühnenfassung davon im Pfalztheater Kaiserslautern sehen würde. Und Sie erzählten mir, dass ihr Berliner Nachbar diese Inszenierung gemacht habe – die mich übrigens sehr beeindruckt und mir sehr gut gefallen hat.

Als vergangenen Donnerstagmorgen aus den Befürchtungen Tatsachen geworden waren, schoss mir spontan ein Zitat aus Ihrem „Tyll“ durch den Kopf, lieber Herr Kehlmann: „Wir beteten viel, um den Krieg fernzuhalten.“ Es hilft aber nichts. Wer den packenden Roman, der im dreißigjährigen Krieg spielt, gelesen hat, in den Sie die eigentlich spätmittelalterliche Figur des Till Eulenspiegel so genial versetzt haben, weiß das. Und noch ein weiterer Satz fiel mir spontan ein, der zu den tiefsten Überzeugungen von vielen meiner Generation gehört: „That nothing comes from violence and nothing ever could“, aus dem Lied „Fragile“ von Sting.

Aber nun zum hochverdienten Preis für Daniel Kehlmann, meine sehr geehrten Damen und Herren:

Lassen Sie mich mit Sätzen beginnen, die hier an dieser Stelle beinahe auf den Tag genau vor 13 Jahren, am 28. Februar 2009 gesprochen wurden: „Denn, ganz anders als vermutet und häufig sehr voreilig dahingesagt, hat gerade dieses Werk nichts Provinzielles oder Regionales, vielmehr entstand es in der Begleitung durch eine überaus wache und scharfe, ja manchmal geradezu rigide, spottlustige und stets auf Hochtouren daherkommende Intellektualität, wie man sie bei kaum einer anderen deutschen Schriftstellerin in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts antrifft.“ Hanns-Josef Ortheil, der 2009 hier in Alzey den Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis verliehen bekam, sagte dies über die Namensgeberin des Preises.

Elisabeth Langgässer, deren Denken, Leben und Schreiben die Wirren, Herausforderungen und Widersprüchlichkeiten des 20. Jahrhunderts spiegelt. Die, wie die Nationalsozialisten dies nannten, als sogenannte Halbjüdin im Dritten

Reich mit Schreibverbot belegt war und deren älteste Tochter als Jugendliche nach Auschwitz deportiert wurde. Jene Elisabeth Langgässer hatte sich nach Ansicht ihrer Biografin Sonja Hilzinger so in ihrem antijudaistischen Katholizismus verheddert, dass sie ihre und ihrer Tochter Gefährdung nicht realisierte. In einer Zeit, in der einfache Antworten auf komplexe Fragen zunehmend Gehör finden. Und in einer Zeit, in der wir sogar Gefahr laufen, die Errungenschaften von Aufklärung und Demokratie zu verspielen, bringt die Beschäftigung mit einer Autorin wie Elisabeth Langgässer ganz sicher so manchen Erkenntnisgewinn. Zum Beispiel den, dass die Beschwörung des Himmels problematisch ist, wenn man darüber das Bewusstsein für die Hölle auf Erden verliert.

1951 noch posthum mit dem bedeutendsten deutschsprachigen Literaturpreis geehrt, dem Georg-Büchner-Preis, geriet Elisabeth Langgässer bald in Vergessenheit. Dafür gibt es Gründe zuhauf, die in Langgässers literarischen Sujets ebenso wie in ihrer Sprache begründet liegen. Sie sind uns fremd, fern, unverständlich geworden. Und dennoch ist es gut, dass ihre Geburtsstadt Alzey an diese Frau erinnert. Eine Frau, bei der Hypersensibilität und Fanatismus eine verheerende Melange eingegangen sind, wie mein Freund und Kollege Michael Au meinte, der das als Literaturreferent des Kulturministeriums besser weiß als ich.

Dass Literatinnen und Literaten auch keine besseren Menschen sind, das jedenfalls lehrt uns ja die Auseinandersetzung mit Elisabeth Langgässer, wie auch ich gelernt habe. Ich bin jedoch davon überzeugt, dass die Beschäftigung mit den Künsten und den Künstler:innen uns hilft, unseren Blick auf Menschen und auf die Verhältnisse zu schärfen – und uns und andere bessere zu verstehen.

Und wenn es etwas Gutes an dieser Pandemie gibt, dann z.B. dies, dass vielen Menschen bewusst geworden ist, was uns fehlt, wenn die Kultur fehlt. Dass der Börsenverein des Deutschen Buchhandels vermeldet, dass in Pandemie-Zeiten Menschen, gerade junge Menschen, wieder vermehrt zum Buch greifen, darüber freue ich mich natürlich. Und hoffe, dass dies auch nach Corona so bleibt.

Deshalb werden wir als Landesregierung im Verbund mit den Kommunen weiter an guten Rahmenbedingungen für Kunst und Kultur arbeiten. Deshalb ermöglichen wir gerade in nächster Zeit wieder besonders viele Veranstaltungen. Damit die Menschen nach der Pandemie endlich wieder zusammenkommen können – um zu genießen und sich zu freuen, aber eben auch um zu streiten und um wieder einzuüben, unterschiedliche Ansichten zu äußern, aber auch zu tolerieren.

Deshalb halten wir am geplanten Kultursommer-Motto „Kompass Europa: Ostwind“ fest, weil es nun besonders wichtig ist, den Blick auf den Osten Europas zu richten, um besser zu verstehen, was und warum etwas möglicherweise geschieht.

Gerade für ein Flächenland wie Rheinland-Pfalz kann ich aus meiner langjährigen persönlichen Erfahrung sagen: Nicht zuletzt durch unsere Künstlerinnen und Künstler sowie die Kulturschaffenden insgesamt, ist unser Land in den zurückliegenden Jahren und Jahrzehnten moderner, weltoffener und lebendiger geworden.

Wir leben in Zeiten gesellschaftlicher Verwerfungen und Umbrüche. In solchen

Zeiten brauchen wir Menschen mit besonderen Wahrnehmungsfertigkeiten, anderen Perspektiven und neuen Ideen ganz besonders. Mit der Fähigkeit, Kunst zu schaffen, die uns emotional berührt, ästhetisch anspricht, die uns zum Nachdenken bringt. Ein solcher Mensch ist Daniel Kehlmann. Und ich übertreibe nicht, ihn einen der großen Autoren und Intellektuellen unserer Zeit zu nennen. Die Reihe seiner Bewunderinnen und Bewunderer ist lang und sie wächst beständig. Aus gutem Grund. Daniel Kehlmann ist schlicht eine Ausnahmeerscheinung in der Gegenwartsliteratur.

Bereits seine ersten Bücher, Beerholms Vorstellung oder Mahlers Zeit etwa, zeigten, dass da ein außergewöhnlich begabter junger Mann schreibt. Mit dem ersten richtig großen Publikumserfolg *Ich und Kaminski* wurde aus der Ahnung Gewissheit: Dieser Autor ist so souverän im Umgang mit Inhalt und Sprache, wie nur wenige andere. Dass sein Roman *Die Vermessung der Welt* einer der größten literarischen Erfolge der letzten Jahrzehnte geworden ist, ist mittlerweile bereits Allgemeingut. Bei unfassbaren 6 Millionen Exemplaren liegt derzeit die weltweite Auflage. Dieser Erfolg zeigt eines sehr deutlich: Man kann auch heute noch Bücher schreiben, die der Literaturkritik genauso gefallen wie dem Gelegenheitsleser.

Daniel Kehlmann ist in allen literarischen Gattungen zu Hause. Und er setzt sich mit Politik und den Fragen unserer Zeit auseinander und nimmt klar und deutlich Stellung. Gut, dass wir jemanden wie ihn haben. In seinem jüngsten Roman „*Tyll*“ gibt es noch einen Satz, der bei mir hängengeblieben ist, obwohl der Roman ja im dreißigjährigen Krieg spielt. Er lautet: „Denn es ist alles nicht lang her.“ So ist es. Nicht der 30-jährige Krieg, nicht die Ausbeutung von Fabrikarbeitern im 19. Jahrhundert, nicht Imperialismus und Kolonialismus, und auch nicht Kommunismus und Nationalsozialismus, die zig Millionen Menschen das Leben gekostet und die Seelen vieler Überlebender verwüstet haben. Elisabeth Langgässer war eine von ihnen.

Und deshalb ist es gut, den nach ihr benannten Preis dem Ausnahmeschriftsteller Daniel Kehlmann zu verleihen, der uns zuruft: „Seid wachsam. Schaut genau hin. Denn es ist alles nicht lang her“. Der so wunderbare tragikomische Geschichten erzählt, die uns klüger und sensibler machen.

Verehrter Herr Kehlmann: Ich gratuliere Ihnen zu dieser Auszeichnung, auch im Namen von Ministerpräsidentin Malu Dreyer und Kulturministerin Katharina Binz. Ich danke der Jury für diesen überzeugenden Vorschlag. Und ich beglückwünsche die Stadt zu diesem Preisträger.

Begrüßung

Thomas F. Koch

Vorsitzender des literarischen Beirats

Sehr geehrter Herr Staatssekretär Prof. Hardeck,
sehr geehrter Herr Bürgermeister Burkhard,
verehrte Anwesende und – natürlich und ganz besonders –
lieber Daniel Kehlmann!

Herr Bürgermeister Burkhard hat in seiner Rede die berechtigte Erwartung an meine Person formuliert, etwas über die Entscheidungsfindung des literarischen Beirats dieser Stadt zu erfahren. Oder anders – warum Elisabeth – Langgässer - Literaturpreis ausgerechnet für Daniel Kehlmann? Ich will es versuchen.

Lieber Daniel Kehlmann, ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern, aber wir sind uns schon einmal begegnet. Erfolgreichen Menschen kann man das nicht übelnehmen, wenn sie eine solche kurze Begegnung anschließend ausknipsen. Berufsbedingt begegnen sie sehr vielen anderen Menschen müssen ihnen begegnen. Andererseits vermute ich, dass Sie über ein dermaßen gutes Gedächtnis verfügen, dass Sie sich vielleicht erinnern. Ich jedenfalls erinnere mich ziemlich genau.

Es war im Jahr 2013. Damals hatten Sie die Poetikdozentur der Universität Landau inne. Und ich durfte damals für meinen Sender SWR2 in der Universitätsbibliothek in Landau ein großes Interview zur Person mit Ihnen aufzeichnen. Vor jungen Studierenden als Publikum. Das war Ihnen wichtig. So ein Gespräch will gründlich vorbereitet sein und ich ließ mir ein Dossier zusammen stellen. Darin befanden sich unter anderem etliche Artikel über Daniel Kehlmann, die in den Printmedien erschienen waren. Dabei fiel zunächst eines auf: dass viele dieser Porträts anscheinend bei einem meist etwa einstündigen gemeinsamen Mittagessen entstanden waren. Und es war überaus auffällig, dass in diesen Artikeln fast immer das Essen eine gewisse Rolle spielte. So konnte man erfahren, dass Daniel Kehlmann beispielsweise bei einer Gelegenheit ein indisches Curry bestellte, bei einer anderen ein Kräuterbackhendl, dann wieder ein Kalbsgulasch und so weiter. Und es wurde sogar erwähnt, wenn er alles aufgegessen hatte. Ich fand das merkwürdig im Wortsinn und habe ihn damals gefragt ob er eine Idee habe, was das eigentlich für einen Sinn mache.

Daniel Kehlmann machte daraufhin eine kurze Pause. Und dann holte er aus. Er führte uns zurück zum Beginn des sogenannten New Journalism der 50er und 60er Jahre in den USA. Zu einem Autoren namens Gay Talese und dessen Artikel über Frank Sinatra: „Frank Sinatra has a cold“. Ein großes literarisches Porträt von Frank Sinatra aus dem Jahr 1966. Ein fein gesponnener, hintergrundreicher, fast impressionistischer Text, der damals stilbildend wirkte. Um ehrlich zu sein, hatte ich davon noch nie gehört.

Und Daniel Kehlmann erläuterte uns noch den Unterschied von der Schreibe eines Gay Talese zum Journalismus von heute: Talese hatte sich monatelang im Hintergrund und im Umfeld von Frank Sinatra bewegt und recherchiert. So war das damals,

als die Zeitungen und Magazine – in diesem Fall „Esquire“ – noch Geld für sowas hatten. Und heute – so schloss Daniel Kehlmann den Kreis – heute sei nur noch Zeit für ein einstündiges Mittagessen und das erwähnte Essen in den Reportagen das journalistische Überbleibsel und die Schrumpfform der Reportagekunst von damals.

Warum erzähle ich Ihnen das? Weil es ein bezeichnendes Licht auf die Persönlichkeit unseres heutigen Preisträgers wirft. Da ist jemand, der will – vielleicht nicht alles, aber ganz viel – ganz genau wissen. Und er will vor allem wissen, warum etwas so ist, wie es ist. Und man hat das Gefühl, er hat großes Vergnügen an diesem Begreifen und am Schlau sein an sich. Die Schriftstellerkollegin Eva Menasse hat das Ergebnis so ausgedrückt – Zitat:

„Kehlmann wollte über Kant promovieren, kennt sich im Buddhismus und der Gnosis aus, meditiert über Randgebiete der Quantenphysik, ist ein Herr-der-Ringe und Georg-Kreisler-Spezialist, er kennt die Simpsons genauso profund wie den magischen Realismus der lateinamerikanischen Literatur oder das Filmschaffen der österreichischen Nachkriegszeit.“

Doch was hat dieser enorme Wissensfundus mit seiner Literatur zu tun? Er ist natürlich die intellektuelle Grundierung seiner Bücher, gibt ihm die Freiheit zum literarischen Spiel, ermuntert ihn zum Experiment mit Struktur und Figuren, verschafft ihm den Mut zur Themenfindung und ermöglicht ihm die Leichtigkeit des Beschreibens und des Erzählens. Das Ergebnis: Daniel Kehlmann erreicht die anspruchsvollen Leser und die, die unterhalten werden wollen, gleichermaßen.

Ich will nicht alles aufzählen, nicht die Erzählungen, Essays, Drehbücher, Theaterstücke oder Vorlesungen – aber einige Stationen sollten noch einmal angefahren werden. Am Anfang steht wie erwähnt „Beerholms Vorstellung“. Das war 1997. Da ist er 22 Jahre alt. Ein Buch über einen Zauberer, der auf der Suche nach einer magischen Existenz ist. In unserem erwähnten Gespräch in Landau spöttelte Daniel Kehlmann, wahrscheinlich habe er von keinem anderen Thema in seinen Büchern mehr verstanden. Denn in seiner Jugend hat er selbst gezaubert. Und die Zauberer, Zocker und gelegentlich auch Lügner bleiben die Protagonisten seiner Romane. Nicht immer sind sie sympathisch.

In „Ich und Kaminsky“ zum Beispiel entwirft Daniel Kehlmann ein Ekel von einem Kunstrezensenten – ein Journalist – überheblich, taktlos, unsympathisch. Eine beißende Satire auf die Kunstwelt und die Kunstkritik. Es wurde sein erster Erfolg und später verfilmt.

2005 dann, mit 30, der große Wurf. „Die Vermessung der Welt“. Über 6 Millionen Auflage weltweit, übersetzt in 40 Sprachen. Sogar in solche, in denen es keinen Konjunktiv gibt, schreibt Helmut Krausser, der eigentliche Laudator heute, der leider nicht bei uns sein kann – an dieser Stelle ein herzlicher Gruß.

„Die Vermessung der Welt“ – Sie wissen, eine fiktionale Geschichte über den Forscher Alexander von Humboldt und dem Mathematiker Carl Friedrich Gauß. Die Leserinnen und Leser waren damals begeistert, aber viele Historiker schrien auf! Mutwilliger Umgang mit historischem Material, Geschichtsfälschung, erfunden, so waren die historischen Figuren gar nicht!

Daniel Kehlmann kontert die Vorwürfe unter Zuhilfenahme von Kollegen, die diese Probleme bereits kennen. Mario Vargas Llosa etwa, der peruanische Erzähler, der zur Überzeugung gelangt ist, es gebe eben eine „Übermacht der Fiktion vor dem Beleg“. Und dann gibt es noch als Verbündete William Shakespeare oder Ingeborg Bachmann, bei denen Böhmen am Meer gelegen ist. Was realiter bekanntlich nicht der Fall sein kann, für die Literatur und ihre Sehnsuchtsorte aber keine Rolle spielt. So gibt es laut Ingeborg Bachmann eine reale Landkarte und eine literarische. Und auf dieser literarischen Karte gibt es Orte, die es gar nicht gibt oder andere, die es mehrfach gibt. Venedig zum Beispiel. Das ist auf der literarischen Landkarte wohl hundertfach vertreten, jeweils woanders gelegen und immer ein anderes, das von Thomas Mann, Carlo Goldoni oder etwa Joseph Brodsky. Und schließlich, so ergänzt Daniel Kehlmann selbst, „ein Erzähler ist nur seiner Geschichte gegenüber verpflichtet.“

Dazu noch eine Anekdote. Seine „Die Vermessung der Welt“ erzählt Daniel Kehlmann so detailverliebt, farbenreich, kraft- und phantasievoll, dass der damals frischgekürte Bundesaußenminister Steinmeier vermutet, Kehlmann sei auf den Spuren Humboldts zur Recherche wohl mehrfach in Südamerika gewesen. Ein Kenner also. Frank Walter Steinmeier lädt deshalb Daniel Kehlmann ein, ihn und seine Equipage auf einer Dienstreise nach Südamerika zu begleiten. Im Flugzeug kommt es dann zu einem kuriosen Gespräch. Darin bekennt der damalige Außenminister, es sei seine erste Reise nach Südamerika. Und Kehlmann antwortet zu dessen Verblüffung: „Meine auch!“ Soviel zur Macht der Vorstellungskraft und der Literatur. Bei Karl May hat das bekanntlich auch funktioniert.

Was oder wer hat Sie, lieber Daniel Kehlmann, zu dieser Art des Umgangs mit Fakten und Fiktion inspiriert. Neben der Zauberei natürlich. Im letzten Jahr konnten wir dank einer Fernsehsendung eine Ahnung davon bekommen. Da haben Sie sich wieder mit einem Journalisten getroffen. Mit Denis Scheck für die SWR Sendung „lesenswert!“. Mit Denis Scheck waren Sie nicht zusammen Mittagessen, sondern Rudern. Gerudert hat allerdings nur Denis Scheck. Sie durften ruhig sitzen bleiben. Das war auf einem kleinen See in Berlin. Thema des Beitrags waren die drei Bücher, die Sie, Daniel Kehlmann, nach eigener Aussage am meisten beeinflusst haben. Und neben Schopenhauer und Nabokov nannten Sie das Werk eines fast vergessenen Autors. Und das hat mich persönlich nebenbei ganz besonders berührt. Denn durch einen Zufall bin ich auch erst im letzten Jahr auf dieses Buch gestoßen worden. Und war davon so gefesselt, wie lange nicht mehr von einem Buch. Es handelt sich um den Roman „Nachts unter der steinernen Brücke“ von Leo Perutz.

Leo Perutz, ein böhmisch-österreichischer Autor, im Zivilberuf Versicherungsmathematiker, übrigens in der selben Firma tätig wie Franz Kafka. Perutz, Jahrgang 1882, seinerzeit ein durchaus vielgelesener Autor, heute eher vergessen. In „Nachts unter der steinernen Brücke“ führt uns Perutz in das Prag vor dem Prager Fenstersturz. Also kurz vor Beginn des 30jährigen Krieges etwa um 1600. Es regiert damals Kaiser Rudolf II, der im Roman eine zentrale Rolle spielt. Perutz verknüpft nun das Geschehen zwischen der Prager Burg, also dem Sitz des Kaisers, mit der Prager Judengasse. Reale, mythische und erfundene Gestalten prä-

gen das Bild, der Kaiser eben, oder der sagenhaft reiche Mordechai Maisel, der jüdische Finanzier des Kaisers, und der sagenumwobene Rabbi Löw, der Schöpfer des legendären Golem.

Ein faszinierender Blick in eine versunkene Welt, die so nie existiert hat Oder vielleicht doch? In jedem Fall, und das ist an dieser Stelle bemerkenswert, handelt es sich hier um keinen linearen Roman. Vielmehr erzählt Perutz seine Geschichte in 14 Novellen, die in der Zeit hin und her springen, aber alle irgendwie miteinander verknüpft sind. Man kann jede für sich mit großem Vergnügen lesen – jede hat eine Pointe –, aber erst alle zusammen ergeben das Gesamtbild und schließlich die Lösung eines Rätsels. Mehr als 20 Jahre hat der Autor daran geschrieben. Vollendet 1953 im Exil in Tel Aviv. Besondere Tragik: der Erfolg war nach dem 2. Weltkrieg überschaubar, die Deutschen hatten nach den Jahren der Judenverfolgung wohl kein Interesse an jüdischen Geschichten. Perutz hatte das selbst vermutet und geriet in Vergessenheit.

Nicht jedoch bei Daniel Kehlmann und das hat mit seiner Familie zu tun. Sein Großvater, der Schriftsteller war, kannte Leo Perutz und sein Vater, der Filmregisseur, hat verschiedene Filme mit Stoffen von Leo Perutz produziert. Und Daniel Kehlmann, der Enkel? Er findet etwa in der „Vermessung der Welt“ und im späteren Roman „Tyll“ zum magischen Realismus, wie ihn auch Perutz geprägt hat. Er im Roman „Ruhm“ seine Figur Leo Richter nach Leo Perutz und greift überdies in „Ruhm“ die Idee des Romans in Novellenform auf.

Auch „Ruhm“ besteht aus Novellen, in diesem Fall acht, die jede für sich stehen können, aber letztendlich ineinander greifen. Auch hier vermischen sich Realität und Fiktion. Beispielsweise bittet Kehlmanns Romanfigur Rosalie den fiktiven Autor ihrer Geschichte, sie vom Tod zu verschonen, was dieser auch gewährt und die Geschichte anders ändern lässt als geplant. Allerdings handelt es sich bei „Ruhm“ nicht um einen historischen Stoff, sondern um Probleme der Kommunikation mit Mobiltelefonen und Internet. Bevölkert wird der Plot dabei von höchst jetzzeitigen Figuren wie der erwähnten Rosalie, die zum selbstbestimmten Sterben in die Schweiz fährt – wie gehört wird nichts daraus – oder dem Abteilungsleiter einer Mobilfunkfirma in Hannover. Nebenbei wieder ein großer Erfolg: 700.000 Exemplaren wurden von „Ruhm“ gedruckt.

Zuletzt noch ein Wort zum Roman „Tyll“ von 2017. Daniel Kehlmanns Roman zum 30jährigen Krieg, der vorerst letzte ganz große Erfolg. In Begleitung des Narren „Tyll“ irren wir durch eine mehr als irre Zeit. Wir begegnen erfundenen Gestalten wie dem Jesuiten und Drachenforscher Atanasius Kircher, und realen Figuren wie dem von Tragik umflorten Winterkönig Friedrich V. oder Gustav Adolf von Schweden. Historisch belegte Persönlichkeiten treten also als Romanfiguren in das Geschehen ein, wodurch historische Wirklichkeit und fiktionale Romanrealität vermischt werden. Womit wir wieder bei Leo Perutz und dessen magischem Realismus wären. Tyll – ein zu Recht gefeierter großer Wurf in acht Kapiteln. Über den Sie in der erwähnten Laudatio von Helmut Krausser, der heute leider nicht hier sein kann, lesen können:

„Es war ein bisschen, als ob Shakespeare, der kurz vor Ausbruch des Dreißigjäh-

rigen Krieges gestorben ist, unter anderem Namen und verteilt auf etliche Figuren, durch das Heilige Römische Reich flaniert wäre.“

Kehlmann und Shakespeare in einem Atemzug. Mehr geht wohl nicht. Und daher soll an dieser Stelle Schluß sein. Ich hoffe, Ihnen näher gebracht zu haben, warum Daniel Kehlmann unserer Ansicht nach diesen Preis mehr als verdient hat und warum der literarische Beirat der Stadt Alzey dem Rat der Stadt vorgeschlagen hat, dass er ihn bekommt.

Helmut Krausser

Ich und Kehlmann

Laudatio

(Diese wurde an der Preisverleihung nicht gehalten, da Herr Krausser verhindert war)

Kapitel 1

Wir sind heute zusammengekommen, um Daniel Kehlmann zu ehren. Und Kehlmann ist ein ehrenwerter Mann. Er ist nicht nur mein persönlicher Freund, ich halte ihn gar für einen der beiden bedeutendsten deutschen Schriftsteller unserer Zeit. Und das war von Anfang an so. Eines Freitag morgens im Herbst 2003 sah ich ihn zum ersten Mal. Es war eine jener wild-wüsten Buchmessenächte in Frankfurt gewesen, über die Sie gerne mehr erfahren würden. Aber wir müssen heute über Kehlmann reden. Ich kann mich beim besten Willen nicht mehr erinnern, warum ich damals, an jenem diesigen Freitagmorgen, unbedingt noch einmal in eine der Hallen zurückwollte, deren Gigantizismus uns Autoren gelegentlich den Wind aus allen Segeln nimmt. Und da stand er. Lächelnd, ausgeschlafen, und ich dachte: Was ist das denn? Jemand stellte uns vor; er kannte meine „Melodien“ und gab mir ein Buch von sich mit. Es hieß „Ich und Kaminski“. Ich revanchierte mich mit dem gerade erschienenen „UC“. Kehlmann erzählte mir, das sei für ihn die erste Messe in Frankfurt, und er finde alles toll, ganz toll. Er machte nicht, wie fast jeder sonst, auf erfahren, cool und abgebrüht, er gab den jungen, neugierigen Mann, der er war - und der er mehr oder weniger immer noch ist. Und dann, auf dem Weg zurück nach München, las ich im Zug „Ich und Kaminski“. Die Zugfahrtdauer reduzierte sich auf eine gefühlte Stunde. Ich habe andauernd gelacht; was mehr, frage ich, vermag Literatur, wenn sie es schafft, den Leser nach einer solchen Nacht, über die Sie nie Details erfahren werden, in Bann zu schlagen. Zu Hause schrieb ich in mein Tagebuch: Ich habe einen Konkurrenten. Sofort musste ich mir alles besorgen, was von diesem Daniel Kehlmann verfügbar war.

„Mahlers Zeit“ wurde ein Leserausach. An diesem Roman stimmte, bis auf den Titel, der an eine Komponistenbiographie denken ließ, alles. Und was steht alles drin in diesem an sich kurzen Roman?

Der junge Physiker David Mahler glaubt, eine Entdeckung gemacht zu haben: Der zweite Hauptsatz der Thermodynamik, also die Regel, dass die Unordnung im Universum gnadenlos wächst und der Tod, für jeden einzelnen wie auch die Welt im ganzen, unausweichlich ist, könne aufgehoben werden. Diese Erkenntnis ist ihm im Traum gekommen, nach dem Erwachen übersetzt er sie in die Sprache der Mathematik und findet zu vier Formeln, welche, in einem Labor in die Praxis umgesetzt, das Ende der Zeit, wie wir sie kennen, bedeuten würden. David ist ein einsamer Mensch, grotesk dick, einst war er ein Wunderkind und mathematisches Genie, aber seit langem hat er sich in sich selbst zurückgezogen und arbeitet an

seinem wahnhaft großen Projekt: der Aufhebung der Zeit. Und er glaubt an dämonische Kräfte, die seinen Erfolg verhindern wollen. Das Buch läßt sich einerseits als Studie eines Verfolgungswahns lesen, andererseits als phantastischer Roman über einen obsessiven Forscher und seine große Entdeckung, die unterdrückt werden soll. Irgendwann kommt David dem Ziel, seine Entdeckung buchstäblich in die Welt hinauszuschreien, so nahe wie nie zuvor, bevor er aber bei der letzten Formel angelangt ist, wird er aus dem Fokus der Fernsehkameras gezerrt. Immer wieder arbeitet Kehlmann in diesem Roman mit Zeitdehnungen und -verzerrungen; was sein Protagonist mit der kosmischen Zeit anrichten will, unternimmt der Romanzier Kehlmann mit dem flexibleren Medium der Erzählzeit. Eine verstörend komplizierte Erzählung wird, nach etlichen Ausflügen in die Unendlichkeit des Denkens, zurückgeführt zu ihrem Anfang, dem Ausgangspunkt allen menschlichen Strebens nach Wahrheit, letztlich nach der Überwindung der Vergänglichkeit. Mag es Mahler in Person auch nicht geschafft haben, drückt der Roman dennoch aus, worum sich jenes pionierhafte Denken der Menschheit in seiner Essenz dreht – und daß es in dieser Richtung immer weitergehen wird, bis einstmals die Zeit vielleicht tatsächlich angehalten werden kann.

„Mahlers Zeit“ hatte, als ich Daniel kennenlernte, kaum 2000 Exemplare verkauft hatte und war von der Kritik durchaus zwiespältig beurteilt worden. Sogar Verisse hatte es gegeben. Bezeichnenderweise ist „Mahlers Zeit“ bisher nicht verfilmt worden, obwohl, wie ich vor einigen Jahren geschrieben habe, aus diesem metaphysischen Horrortrip David Lynch sofort einen Film machen sollte, wobei der Stoff dann doch wieder zu präzise, zu logisch und zu wenig fantastisch für die überbordenden Welten eines Lynch sein dürfte.

Kapitel 2

Am nächsten oder übernächsten Tag erhielt ich eine Mail von Daniel. Er schrieb: „UC ist ganz ganz groß, das ist unglaublich!“ Als Schriftsteller kann man sich gegen solche Sätze nicht wirklich wehren, und wir wurden Freunde. Meine nächste Lektüre war Beerholms Vorstellung, danach war ich, naja, etwas erleichtert. Natürlich kein schwacher Roman, doch gab es hier und da etwas zu mäkeln, und die Gesamtkonstruktion funktionierte nicht hundertprozentig. Der Titel war auch wieder nicht so toll. Es gab dann noch einen Novelle und einen Band mit Erzählungen, aber wie Sie wissen, interessieren Erzählungen heutzutage niemanden, und wir haben auch nicht die Zeit, alles hinterm Ofen hervorzuholen, denn nun muß ich berichten von der Vermessung der Welt.

Mir war die Ehre zuteil geworden, ein Kehlmannsches Manuskript in Händen zu halten.

Es war eigentlich eine Frechheit so etwas zu verschicken, denn es wimmelte von Tippfehlern und ungetilgten Wortwiederholungen, aber das wurde plötzlich egal, denn ich las die Vermessung der Welt.

Ich weiß noch, Daniel, du hast mir erzählt von deinem Stipendiatenaufenthalt im Literarischen Colloquium am Wannsee. Alle Stipendiaten hatten aus ihren jüngst

entstandenen Werken vorgelesen, du aus der Vermessung der Welt. Und wenn ich mich richtig erinnere, war der erste Kommentar eines Mitstipendiaten das recht harsche „Und was soll der Scheiß?“

Der diesen Satz äußerte, ich weiß seinen Namen ehrlich nicht mehr, war ein Rowohlt-Autor gewesen. Daniel, weißt du noch, wie wir durch die altehrwürdigen Hallen des Naturkundemuseums in Wien flaniert sind, und ich dich überzeugen wollte, dass du zu Rowohlt kommen müsstest? Du wolltest Suhrkamp verlassen, aber unbedingt, du verrückter Kauz, deinem lieben alten guten Lektor treu bleiben und zu einem Verlag wechseln, ich habe den Namen vergessen, ich glaube es war der Wirsindkleinabergebenunsmühe-Verlag in Salzgitter. Wäre *Die Vermessung der Welt* im Wirsindkleinabergebenunsmühe-Verlag in Salzgitter erschienen, hätte er mit viel Glück vielleicht sechstausend Stück verkauft, und dein Bankkonto sähe jetzt anders aus. Weißt du eigentlich, dass du deine Weltkarriere nicht nur mir, sondern ein wenig auch Sandor Marai zu verdanken hast? Dessen Meisterwerk *Die Glut* war erst vor wenigen Jahren wieder aufgelegt worden, und ich habe auf der Buchmesse jedem prophezeit, dass dieses Buch ein Weltbestseller werden würde. Die Prophezeiung ist eingetroffen. Wohl auch ein wenig deshalb hörte Alexander Fest mir zu, als ich ihm sagte: „Wir müssen Kehlmann unbedingt zu Rowohlt holen. Dieses Buch wird in die ganze Welt verkauft werden.“ Ein paar Jahre später habe ich Rowohlt verlassen, um meinem lieben guten alten Lektor Marcel Hartges treu zu bleiben. Aber richten wir heute den Focus lieber ein wenig mehr auf dich.

Die Vermessung der Welt. Wenn ich das Buch extrem kurz zusammenfassen müsste, würde ich sagen: Es geht um das Deutsche an sich. Bis heute habe ich keine angemessene Analyse dieses Romans gelesen. Was ich immer schon mal machen wollte, und eher mit Figuren wie Wagner, Luther, Mahler, Nietzsche, Marx, Freud und Hitler angestrebt hätte, schafft Kehlmann mit eher unpolitischen und - besonders im Falle von Gauss – unspektakulären Charakteren, dem des weltreisenden Forschers und dem des provinziellen Mathematikers. Das goethedeutsche sich immerstrebende Bemühen um nie mit Sicherheit erlöst zu sein - in nuce am Beispiel zweier leicht peinlicher alter weißer Männer, mit allen Glutnestern ihres Genies, dem Glanz ihres Ruhms, aber eben auch mit aller Allzumenschlichkeit, aller Hybris und Tragik. Das 19. als das deutsche Jahrhundert. Bevor im letzten Satz des Buches dann etwas Neues auftaucht, ein Kapitän verkündet: „... das sei Amerika“

Die meisten Leute haben das Buch gelesen, weil es sehr witzig ist, und noch mehr Leute weltweit haben es gelesen, weil es zuvor viele andere Menschen gelesen haben. Machen wir uns nichts vor.

Kapitel 3

Alexander Fest gab sich also einen Ruck..

Was dann geschah, war aufsehenerregend. Der Roman verkaufte sich so gut, dass Daniel an seine engen Freunde täglich eine SMS mit den jüngsten Verkaufszahlen verschickte. Ein österreichischer Autor namens Glavinic hat das sogar in einen eigenen Roman eingebaut. Fast täglich wurde eine neue Lizenz verkauft, darunter

sogar in Länder, deren Sprache keinen Konjunktiv kennt. Selbst dort wurde die „Vermessung“ zum Bestseller. Daniel hatte den Absprung vom deutschen Teller- rand geschafft. Und jeder, der auch nur für eine Viertelstunde mal ein wenig prominent gewesen ist, weiß, was das bedeutet: ein Stahlbad in Neid und Argwohn, in Herablassungen, Beleidigungen und erfundenen Geschichten. Ich persönlich habe zwei Kneipenprügeleien miterlebt, in denen es darum ging, ob Kehlmann nicht doch ein Trivialautor sein müsse. Und dann kamen die Damen und Herren von der Gauss- und Humboldt-Forschung. Es kamen lauter Leute, von überallher, die sagten Dinge über dich. Schlimme Dinge. Die sagten, du hättest Sachen erfunden. Über Gauss und Humboldt. In deinem Roman. In deinem Roman stünden frei erfundene Dinge drin. Und ich fragte dich: „Stimmt das, Daniel, stimmt das? Was wollen wir zu deiner Verteidigung anführen?“

Ich wäre bei so was verrückt geworden. Oder wenigstens größenwahnsinnig. Er nicht.

Wie oft habe ich ihm geraten, sich ein wenig aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen, denn nicht jede Psyche kann dem standhalten. Er aber blieb stets lässig, höflich, kompetent. Vielleicht hat er im Keller einen Raum wie Dexter der Serienserienmörder, wo er sich nachts abreagiert. Aber nein, Kehlmann ist ein ehrenwerter Mann. Obwohl, eine Leiche gibt es doch im Keller.

Kapitel 4

Manchmal muss man Autoren auch nach denjenigen Büchern beurteilen, die sie zwar geschrieben, aber nicht veröffentlicht haben. Daniel, du weißt, wovon ich rede, die Leiche im Keller, die zweite Novelle. Ich habe ihren Titel vergessen, irgendwas mit Schulz. Ich denke, die Geschichte verdient es, erzählt zu werden. Es begab sich eines Tages, dass der Rowohlt-Verlag sich in hellem Aufruhr befand. Alle liefen über die Flure, alle waren hektisch und gestikulierten. Was ist passiert?, fragte ich. Lange wollte niemand Antwort geben, bis jemand sagte: Kehlmann hat einen schwachen Text geschrieben. Ich habe geantwortet: Nein, das ist physikalisch unmöglich. Aber ich bin überhaupt kein Physiker, ich habe nur ins Blaue hinein ein Theorem aufgestellt. Und man gab mir den Text zu lesen. Man sagte zu mir Dinge wie: Du - giltst ja als sehr kritisch und unbestechlich. Auf dich wird er hören. Sie ahnen wahrscheinlich, was das bedeutet. In Wahrheit suchten sie einen Idioten, der hinging und sich opferte, um Kehlmann die Wahrheit zu sagen. Normalerweise bedeutet so etwas das Ende einer Künstlerfreundschaft. Der Gescholtene wird sagen: Ich danke dir für deine Offenheit. In anderen Worten: Aus meinen Augen, verpiss dich! Daniel aber sagte: Ich danke dir für deine Offenheit. Und er steckte die Novelle in die Schublade, in der sie sich noch heute befindet.

Kapitel 5

Danach kamen noch etliche Bücher. Allesamt auf sehr hohem Niveau. Wir haben nicht die Zeit, auf sehr gute Bücher näher einzugehen, sondern müssen auf das kommen, das aus seinem Werk herausragt, der dritte Edelstein im Dreigestirn, nach Mahlers Welt und der Vermessenheit der Zeit.

Wieder war ich einer der ersten, die es lesen mußten. Soviele Fehler, als hätte das eine Pfote abgetippt. Ich kann Ihnen sagen. Aber egal, denn ich durfte TYLL lesen.

Es war ein bißchen, als ob Shakespeare, der kurz vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges gestorben ist, unter anderem Namen und verteilt auf etliche Figuren, durch das Heilige römische Reich flaniert wäre, und Sie wissen ja, in Shakespeares Wintermärchen liegt Böhmen am Meer. Das war ein neuer Tonfall und Witz, (Wirklich enthält das Buch die witzigste Stelle, die ich je in der Literatur gelesen habe), da war ein ganz neues Niveau von flamboyant-eleganter Weltanschauung, in Kehlmanns Stil. Eine Menschenkenntnis, die etwas Verzeihendes, Gütiges, aber auch Trauriges besitzt, dem andere Schriftsteller gerne etwas Trotziges, auch Pathetisch-Aufbegehrendes zuweilen, entgegensetzen. Bei Kehlmann aber fließt die Zeit, ungeachtet der ungeheuerlichsten um sie herum geschehenden Vorgänge, ruhig im Gleichmaß vorüber. Und das stimmt, das macht die Zeit tatsächlich so. Kehlmanns Kunstgriff scheint mir nun, seinen Erzählfluß, Erzählstrom, dem Gleichmut und Tempo der Zeit anzumessen, bis selbst Leiber, die von Kanonen zerrissen werden, langsam und nebenbei zu erlöschen scheinen. Es gäbe viel Anderes, Klügeres über diesen Roman zu sagen, aber das wurde schon an anderer Stelle gesagt; dies Eine, und wir müssen eilen, will ich noch anfügen. Wenn man Tyll, das Buch, von einer Zimmerwand zur andern trägt, dann hört man es zwischen den Buchdeckeln rauschen und schwappen, das Böhmisches Meer, von dem als Erster Shakespeare gewußt hat.

Daniel Kehlmann

Vom Feuer gesprochen, von der Asche geschwiegen

Dankesrede zum Elisabeth Langgässer-Preis

Ich hatte immer Probleme mit dem Glauben. Und ich meine nicht, mit seinen Inhalten – nein, der Begriff selbst schien mir stets ein wenig paradox. Wenn Lessing vom „garstigen, breiten Graben“ spricht, über den er nicht kommen könne, so bin ich sogar schon verwirrt – worin genau besteht dieser Graben eigentlich, und was heißt es im streng logischen Sinn, zu sagen, daß man etwas glaubt?

Denn würde ich wirklich für wahr halten, daß zum Beispiel Jesus Christus auferstanden ist und zur Rechten Gottes sitzt, von wo er wiederkommt zu richten die Lebenden und die Toten, würde ich dann nicht sagen, ich weiß, daß es so ist? Was genau, so habe ich mich immer gefragt, meint eigentlich jemand, der sagt, daß er dies zwar nicht weiß, aber doch glaubt? Meint er, daß einiges dafür spricht, daß es aber auch anders sein könnte? Durchaus nicht, denn als skeptischer Mensch habe ich diesen Vorbehalt ja auch gegenüber dem, was ich sicher zu wissen meine. Ich weiß, daß ich zur Zeit in Berlin wohne und daß mein Sohn dreizehn Jahre alt ist, aber wenn mir nun einer entgegenträte und mich scharf fragte: „Wäre es theoretisch denkbar, daß du dich in beiden Punkten irrst?“, so müßte ich antworten, „natürlich ist das denkbar, ich habe Demenzkranke gesehen, die nicht wußten, daß sie unter Demenz litten, ich könnte einer von ihnen sein und tatsächlich hier in der Nähe im Sanatorium wohnen, und mein Sohn könnte eine Tochter und bereits vierundzwanzig sein, unmöglich ist das nicht!“ In einem Gründungsmoment der Neuzeit stellt sich René Descartes einen übelwollenden Dämon vor, der uns alle Dinge, die zu wissen wir überzeugt sind, vorspiegelt – wenn dem so wäre, bliebe uns, nein: mir, jedem für sich allein, nur die Gewissheit, daß ich eben das denkende Wesen bin, an dem der Dämon sein Täuschungswerk vollbringt. Aber dieser cartesische Zweifel, dessen moderne Fassung in der Vermutung liegt, daß ich in einer Matrix-artigen Simulation befangen sein könnte, angeschlossen an Schläuche und Drähte, während mir die Welt bloß vorgespiegelt wird, dieser grundsätzliche Zweifel also bringt weder mich, noch irgendjemanden sonst dazu, mir das Wort „wissen“ abzugewöhnen und nur noch vom Glauben zu sprechen, sondern wir versehen es bloß mit einem sanften Vorbehalt: Ja, was ich weiß, könnte falsch sein, aber letztlich bestehe ich doch in aller Gemütsruhe darauf, zu wissen, wer ich bin, wo ich wohne, was für Bücher ich geschrieben habe, mit wem ich verwandt bin, und so weiter.

Und dennoch sagen die Gläubigen nicht, daß sie über Gottes Existenz und die Wiederkehr des Erlösers Bescheid wüßten, sondern sie sagen, sie glauben daran,

sie sagen normalerweise nicht „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet“, wie es in der herzergreifenden Arie aus Händels *Messias* heißt, „*I know that my redeemer liveth*“, sondern sie sagen: „Ich glaube an den Erlöser“, aber was ist eigentlich die logische Natur dieser Aussage? Wenn man einräumt, daß man eben nicht weiß, wie kann es dann etwas anderes sein als jenes „wenn“, das Schopenhauer so schön in seinem *Gebet eines Skeptikers* erforscht:

Gott, – wenn du bist, – errette aus dem Grabe

Meine Seele, – wenn ich eine habe.

Dem kann ich mich natürlich voll und ganz anschließen, aber ist das mit Glauben gemeint? Wohl eher genau das nicht. In meinem Roman *F* tritt ein Priester auf, der es nie geschafft hat, Gottes Existenz für gewiß zu halten. Dieser Priester, Martin Friedland, äußert die in seinem Fall natürlich ketzerische Meinung, daß auch die meisten Menschen, die sich zu Katholiken erklären, kein tief bejahendes Verhältnis zur Idee der Transsubstantiation, also der Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi während der Messfeier, haben. Denn nach katholischem Dogma ist es ja wirklich so: Das Brot wird zum Leib des Erlösers, nicht metaphorisch, nicht symbolisch, sondern physisch, in einem Akt der Verwandlung, wir essen also den Erlöser, und wir trinken sein Blut, zu dem der Wein wirklich geworden ist, deswegen hat der Spötter Diderot in seiner Enzyklopädie den Artikel *Transsubstantiation* in der letzten Zeile mit einem Verweise „siehe auch: Kannibalismus“ versehen. Martin Friedland, der Priester in meinem Roman, blickt seine Gemeinde an und formuliert einen Gedanken, dem zum Beispiel Elisabeth Langgässer sicher nicht zugestimmt hätte: „Fast könnte man denken, diese Menschen glauben tatsächlich, eine Oblatenscheibe werde zum Körper eines gekreuzigten Mannes. Aber natürlich glauben sie es nicht. Man kann das nicht glauben, man müßte geistesgestört sein. Aber man kann glauben, daß der Priester es glaubt, der wiederum glaubt, seine Gemeinde glaube es; man kann es mechanisch wiederholen, und man kann sich verbieten, darüber nachzudenken.“ Als ehemaliger Jesuitenschüler, der wöchentlich eine Schulmesse erlebt und eine solide Ausbildung zum Ministrant absolviert hat, würde ich behaupten, daß Martin Friedland zumindest in Bezug auf mich und meine Mitschüler durchaus recht hatte. Jede Woche knieten wir in den Kirchenbänken und sahen zu, wie die Wandlung vor sich ging. Und wir nahmen den Vorgang hin, nicht gläubig, aber auch nicht ablehnend – gleichgültig, weil man nun mal nicht alles, was Autoritäten so in Szene setzen, problematisieren kann, es wäre zu anstrengend. „Es wird schon so sein“, dachten einige, und einige dachten „nun, vielleicht eher nicht“, und wieder andere hätten, wenn man sie zu einer Meinungsäußerung gezwungen hätte, geantwortet „es ist aber ein schönes Bild, diese Verwandlung“ und hätten damit schon gegen das katholische Dogma verstoßen, denn es ist eben kein bloßes Bild und darf nicht als solches betrachtet werden. Das Faszinierende ist aber nun, daß man Glauben, also das Akzeptieren von Behauptungen und das Zurückstellen der Einwände gegen sie,

gewissermaßen auslagern kann: Der Priester glaubt es offenbar, also fragt die Gemeinde nicht weiter – aber diese Auslagerung funktioniert genauso umgekehrt: Der Priester sieht die Gemeinde vor sich, spürt die Kraft ihrer Anwesenheit und stellt eben auch seine Einwände zurück angesichts dessen, was er als die Präsenz lebendiger Glaubensmacht empfindet.

Glaubt also eigentlich niemand? Aber erst letzten Monat, als ich in einem KLM-Flugzeug war, dessen Landeklappen beim ersten Anflug auf Amsterdam versagten, weshalb man die Landung abbrechen, eine Schleife drehen und es noch einmal versuchen mußte, was den Kapitän zu der Durchsage „*It's under control, don't worry too much!*“ veranlaßte, begann ich, oder nein, nicht so sehr ich, sondern etwas in mir, ganz von selbst, das Vaterunser zu beten, das ich aus der Schulzeit bei den Jesuiten noch auswendig kann. Ich bin nicht stolz darauf, weil es ja weiß Gott keine aufgeklärte Reaktion ist, aber ich schäme mich auch nicht, denn sitzen Sie einmal in einem Flugzeug und hören Sie die Durchsage, „*don't worry too much*“, Ihr Kopf wird ebenfalls allerhand mit Ihnen anstellen.

Aber habe ich in dem Moment, als ich dieses Vaterunser betete, geglaubt? Oder habe ich bloß etwas versucht, weil da gerade nichts anderes war, das ich tun konnte? Noch einmal, was heißt „glauben“ eigentlich logisch, wenn man den Begriff ernst nimmt, wenn man ihn nicht bloß als „ich wende nichts ein“ interpretiert? Hier, ich bekenne es, stoße ich an ein Rätsel. Und vielleicht ist es wichtig, daß nicht nur der Inhalt des Glaubens, sondern auch die gläubige Geisteshaltung selbst für den Skeptiker, der ich dann wohl bin, mysteriös bleiben muß. Unsereiner bleibt lebenslang von Descartes Erkenntnis geprägt, daß es einfach keinen rationalen Grund gibt, Dinge, die man nicht weiß, als wahr zu akzeptieren – als möglich gerne, vielleicht sogar als wahrscheinlich, aber entweder weiß man etwas, oder man weiß es nicht, *tertium non datur* – und doch war ich seit meiner Zeit als Schüler und auch Ministrant in jener Jesuitenschule fasziniert von den institutionellen Trägern des katholischen Glaubens. Schon die Hauptfigur meines ersten Romans *Beerholms Vorstellung* möchte Priester werden, bevor er das Theologiestudium an den Nagel hängt und zum Illusionisten wird. Und Martin Friedland, der glücklose Priester aus *F*, wird tatsächlich zum hauptberuflichen Gottesdiener, in der Hoffnung, daß der Glaube, also das Fürwahrhalten des Dogmas, sich auf dem Weg durch die Institution irgendwann von selbst einstellt, was aber nicht geschieht. Wie Martin fühle ich selbst mich zu einer diesseitigen Weltsicht verurteilt, verstehe aber jene, denen diese flach erscheint, sehr gut, „*We need more world, this one will fail*“ schrieb der gläubig presbyterianische Schriftsteller John Updike in einem Gedicht; solches Ungenügen am Bestehenden ist mir nachvollziehbar, so wie auch das gewissermaßen schmutzige Geheimnis, als das Graham Greenes Helden ihren Glauben betrachteten, etwa der unwürdige alkoholsüchtige Priester aus *The Power and the Glory*, der doch als letzter verbliebener Kleriker in Mexiko das ganze Gewicht der Heiligen Kirche, die nur noch aus ihm besteht, auf seinen unwürdigen Schultern tragen muß. Und so höre ich mit gewissermaßen instinktiver Zustimmung der aus Rhythmus und Klang gebauten Schönheit in Elisabeth Langgässers hochgläubigen Gesängen zu:

*Erlöste Kreatur**In deinen sanften Schein**Kehrt auf gesunkner Spur**Von Silber triefend, ein**Der Lämmer dunkle Schar:**Kraft, Blut und Sinne wenden**Nach innen sich und enden**In dir nun, Seele, wunderbar.*

Aber ich kann es nicht ändern, wenn ich solche Gedichte lese, so erscheinen mir diese zugleich wie übersetzt aus einer sehr fremden Sprache, als läse ich eine Anthologie aus dem alten China oder Persien, und ich stoße immer wieder an das für mich Paradoxe solcher Gewissheit gegenüber Sachverhalten, derer wir nicht gewiß sein können. Ich erinnere mich an einen Spaziergang mit einem unter anderem auch für seinen Unglauben berühmten englischen Schriftsteller durch die Wiener Innenstadt. Wir kamen durch die schmalen Straßen des ersten Bezirks, und plötzlich, da wir in die große Offenheit des Stephansplatzes traten, ragte der riesige Dom über uns in die Höhe, und sein frisch restaurierter Turm strahlte weiß und ätherisch in der Frühlingssonne. Und der Kollege sah auf, seufzte und sagte traurig: „*If only.*“

Und im Sinne dieses „*If only*“, daß man wohl am besten mit „Schön wär's“, oder, weniger polemisch mit „Ja, es wäre schön!“ übersetzt, lese ich in Langgässers Gedichten und bewundere immer wieder ihr Ohr für den Zusammenklang der Vokale und ihr musikalisches Gefühl für Jambus, Trochäus, Anapest:

*Mohn an der römischen Mauer,**Träume von Ewigkeit her!**Bachbett voll glitzernder Trauer,**Gruß aus dem Marmarameer.**Rostiges Eisen. Kanister.**Fliegenumwimmeltes Aas.**Troja und Friedhof Geschwister**Tief unter Nesseln und Gras.*

Rhythmus und Gedanke vermählen sich perfekt, und der Blick aufs Diesseits ist hier immer schon aufs Subtilste metaphysisch durchwirkt. Am meisten gilt das natürlich

für Elisabeth Langgässers berühmtestes Gedicht, das den schlichten Titel *Frühling 1946* trägt.

*Holde Anemone,
Bist du wieder da
Und erscheinst mit heller Krone
Mir Geschundenem zum Lohne
Wie Nausikaa?*

*Windbewegtes Bücken
Woge, Schaum und Licht!
Ach, welch sphärisches Entzücken
Nahm dem staubgebeugten Rücken
Endlich sein Gewicht?*

Wer von der Lyrikerin Langgässer redet, kommt früher oder später unweigerlich zu diesem, ihrem bewegendsten Gedicht, der Feier des Glücks über die Rückkehr ihrer Tochter aus dem Totenreich Auschwitz.

*Aus dem Reich der Kröte
steige ich empor,
Unterm Lid noch Plutos Röte
Und des Totenführers Flöte
Gräßlich noch im Ohr.*

*Sah in Gorgos Auge
eisenharten Glanz,
ausgesprühte Lügenlauge
Hört' ich flüstern, daß sie tauge
mich zu töten ganz.*

Über Elisabeth Langgässer und die Nazis, über ihre anfängliche Hitler-Begeisterung, ist alles Nötige gesagt worden, unter anderem auch von vielen meiner Vorgänger

als Preisträger; daß sie Hitler gewählt, daß sie seine Machtergreifung bejaht hat, daß sie ihr Möglichstes tat, um in die Reichsschrifttumskammer aufgenommen zu werden, daß sie selbst dem Klang der Flöte des Totenführers verfiel, man weiß es zu genüge, und wenn man möchte, entschuldigt man es mit dem sicher nicht falschen Hinweis darauf, daß keiner von uns weiß, wie er oder sie damals entschieden hätte, in unklarer Situation, unter dem Druck der Verhältnisse im Reich der Kröte.

Mein Großvater, Eduard Kehlmann, zum Beispiel, war ebenfalls Schriftsteller, er entstammte der gleichen Generation wie Langgässer, er veröffentlichte zwei Romane, einen bei Fischer, einen bei Rowohlt, und ist heute im Unterschied zu Elisabeth Langgässer, deren Bücher immerhin noch erhältlich sind und nach der schließlich sogar ein Preis benannt ist, wirklich ganz und gar vergessen. Er allerdings hat nie versucht, gegen die Kraft der Umstände der Reichsschrifttumskammer beizutreten. Er war nach den Maßstäben der Nürnberger Gesetze ein Jude, machte sich selbst und seine Frau durch geschickte Manipulation der Dokumente allerdings zu Halbjuden und war damit offiziell in einer ähnlichen Situation wie Elisabeth Langgässer. Er verlor seine Anstellung, sein Haus wurde arisiert, und sein Sohn, mein Vater, kam mit siebzehn Jahren ins Konzentrationslager Maria Lanzendorf bei Wien, zum Glück kein Vernichtungslager, aber er hätte dort schnell umkommen können, wenn nicht reines Glück ihn gerettet hätte. Was tut das zur Sache? Wenig, aber es macht es mir dann doch ein wenig schwerer das Argument, daß man nicht urteilen soll über das Verhalten der Menschen damals, zu akzeptieren: Mein Großvater jedenfalls erkannte das „Reich der Kröte“ schon in seinem Wesen, bevor es herrschte, und machte nie den Versuch, sich ihm anzudienen, aber er hatte eben, und das sage ich ohne jede Ironie, auch wenig Neigung zum Glauben, die eben leicht zu einer Bereitschaft werden kann, sich alles mögliche glaubhaft zu machen.

An einem aber kann kein Zweifel sein, daran nämlich, daß Elisabeth Langgässer schwer, ja schwerer als man es sich vorstellen kann, für ihre Verirrung gebüßt hat, als sie den Abtransport ihrer eigenen Tochter ansehen mußte.

Immer kommt man, wenn man sich mit Elisabeth Langgässer befaßt, auf diese Person der Tochter, Cordelia Edvardson, selbst Autorin zahlreicher Bücher, darunter des Erinnerungswerkes „Gebranntes Kind sucht das Feuer“. In diesem Buch entsteht ein geheimnisvolles Bild der alleinerziehenden, glamourösen, eleganten und berühmten Mutter, gesehen durch die Augen eines bewundernden Kindes – man spürt, wie die junge Elisabeth Langgässer sich den erstickenden gesellschaftlichen Zwängen verweigert hat, und man beginnt zu ahnen, wieviel sie das gekostet haben könnte. Man ahnt auch, wie viel es ihre Familie gekostet hat. Als Künstler arbeitet man allein und ohne echten Rückhalt, man muß ihn sich selbst schaffen, diesen Rückhalt, und so ist die Gefahr des Narzissmus nie weit. In den Erinnerungen der Tochter lernt man die große Dichterin als charismatische Egomantin kennen, als eine Figur, die mit fast mythologischer Autorität das Dasein des Kindes dominiert, und beim Mittagessen auch schon einmal unerwartet mit der Fliegenklatsche auf Hände schlägt, weil sie eben keine Fliegen mag und sich häufig einbildet, eines der mißliebigen Tiere gesehen zu haben; überhaupt wurde Cordelia Edvardson häufig geschlagen, von Verwandten, vom neuen Stiefvater, nicht selten auch von der Mutter, und zwar nicht immer nur deshalb, weil diese sich einbildet, Fliegen gesehen zu haben.

In der Mitte erst aber laufen diese Memoiren auf die wahrhaft ungeheuerliche Schlüsselszene zu. Die jüdische Cordelia wird auf Vermittlung der Mutter von spanischen Bekannten adoptiert; aufgrund der spanischen Staatsbürgerschaft ist sie der Verfolgung entzogen. Dann wird sie aber gemeinsam mit ihrer Mutter zur Gestapo bestellt, und was dann passiert, man liest es atemlos und mit einem Grauen, das schwer in Worte zu fassen ist. Das vierzehnjährige Kind bekommt ein Papier vorgelegt, auf dem sie durch Unterschrift einwilligen soll, die deutsche Staatsbürgerschaft zu behalten und sich somit den deutschen Rassegesetzen inklusive der Pflicht, den Judenstern zu tragen, und einem künftigen „Abtransport in den Osten“ zu fügen. Sollte sie nicht unterzeichnen, so erklärt ihr der Scherge, sei sie in Sicherheit, man werde allerdings die Mutter dafür, daß sie die Adoption arrangiert habe, strafrechtlich verfolgen, und zwar mit dem Vorwurf von „Landesverrat, Hochverrat und etwas Drittes, woran das Mädchen sich später nicht mehr erinnerte“.

Und dann schreibt Cordelia Edvardson: „Wieder sah das Mädchen die Mutter an und begegnete dem Blick der schönen, braunen Augen, Augen, die vor Intensität strahlen, das Mädchen verzaubern konnten, die aber jetzt randvoll waren von stummem, hilflosem Schmerz. Niemand sagte etwas, nichts brauchte gesagt zu werden, es gab keine Wahl, hatte nie eine gegeben, sie war Cordelia, die ihr Treuegelöbnis hielt, sie war auch Proserpina, sie war die Auserwählte, und nie hatte sie dem Herzen ihrer Mutter nähergestanden. Die Kehle schnürte sich ihr zu, aber schließlich brachte sie es heraus: ‚Ja, ich unterschreibe.‘“

Eine Szene von unerträglicher Abgründigkeit. Denn wenn man das ganze mythologisch-literarische Beiwerk wegläßt, was bleibt dann? Dann bleibt eine Mutter, die ein Leben lang ihre Tochter dominiert hat und jetzt zusieht, wie die Tochter ihre, der Mutter, Sicherheit wählt, weil sie es so gewöhnt ist, weil sie es nicht anders kann, weil man ihr immer schon abverlangt hat, die Mutter zu wählen. Man muß sich beim Lesen Zurückhaltung auferlegen, die Situation ist dermaßen aberwitzig, so furchtbar und extrem, daß uns kein Urteil zusteht. Einer Person aber steht dieses Urteil zu. Und diese schreibt, nachdem sie in eisiger Schärfe und Klarheit Dutzende Seiten lang das Todesreich Auschwitz beschrieben hat:

„Das Mädchen sah und registrierte, stumm, ohne Zorn, Schmerz oder Verwunderung. Es berührte sie nicht. Es drang nicht in sie ein, es gab da keinen Platz, sie war erfüllt von dem großen, grauen Nichts. Manchmal fragte sie sich vage, wer sie ausgesandt hatte, hier im Totenreich zu dienen – doch im Grunde wußte sie es. Es war ja so offenkundig.“

Nach der Ankunft in Auschwitz, nachdem sie mit der Nummer tätowiert worden waren, die künftig ihren Namen ersetzte, ‚Schutzhäftling A 3709 meldet sich zur Stelle‘, wurden ihnen all ihre Habe weggenommen. Aus irgendeinem Grunde kam der Transport des Mädchens ‚unsortiert‘ ins Lager. Die Selektion wurde später vorgenommen. Das Handgepäck, Handtaschen und anderes, wurde im Zimmer der Blockführerin abgegeben, nur die Kleidung auf dem Leib durfte man behalten. Am Morgen, als die Häftlinge zu ihrem ersten Appell hinausgetrieben wurden, waren alle Kennzeichen ihrer früheren Existenz verschwunden, doch auf dem reingefegten Fußboden der Baracke entdeckte das Mädchen ein Stück

Papier. Mechanisch bückte sie sich, nahm es auf und drehte es um. Es war das Bild ihrer Mutter, die Fotografie der Mutter, die das Mädchen bis hierher begleitet hatte. Ihre schöne Mutter, die sie mit einem Blick voll hilfloser Liebe und Schmerz ansah. Da weinte das Mädchen, wie sie noch nie geweint hatte und nie wieder weinen sollte; nicht so.“

Die Zeichen sind klar und bewußt gesetzt – das Mädchen fragt sich, wer es in dieses Totenreich geschickt hat, die Autorin bezeichnet die Antwort als „offenkundig“, und im Absatz darauf liegt ein Bild der „schönen Mutter“ auf dem Boden, die, als wäre die Sachlage zu unerträglich, wenn man dies nicht hinzufügte, voll „hilfloser Liebe und Schmerz“ zu ihr emporblickt.

Man kann *Gebranntes Kind sucht das Feuer*, das man übrigens als eines der großen Werke der Holocaust-Zeugenschaft neben Primo Levi und Imre Kertész stellen dürfte, nicht als Abrechnung mit der Mutter bezeichnen, der Begriff wäre zu oberflächlich, zu journalistisch, es ist vielmehr eine Auseinandersetzung so schonungslos und aus solcher Tiefe der Verzweiflung, daß sich diese Auseinandersetzung am Rand des überhaupt noch Aussprechbaren abspielt. Nach der Passage mit dem Foto kommt Elisabeth Langgässer in dem Buch nur noch ein einziges Mal vor: Cordelia überlebt und wird nach Schweden gebracht, und *erst ein Jahr später*, man muß sich das vorstellen, nimmt sie Kontakt auf und läßt ihre Mutter, die daraufhin ihr schönstes Gedicht schreibt, wissen, daß sie noch lebt. Noch einmal, an uns ist es nicht zu urteilen, aber ein schärferes Urteil, als Cordelia implizit selbst äußert, ist schwer denkbar, und der letzte Auftritt von Elisabeth Langgässer in den Erinnerungen ihrer Tochter lautet:

„Die Mutter schrieb einen Brief an ihre Tochter in Schweden. Sie arbeite an einem neuen Roman, schrieb sie, in dem eine junge Frau vorkomme, die in Auschwitz gewesen sei, eine Überlebende. Es sei wichtig, daß die Erinnerungen der jungen Frau bis ins einzelne korrekt seien, danach könne sie, die Mutter, diese in erdichteter Form wiedererstehen lassen. Könne die Tochter ihr von der täglichen Routine in Auschwitz berichten, es aufschreiben?

Die Tochter antwortete, beschrieb, so gut sie es vermochte. Später, als sie den Roman der Mutter las, erkannte sie ihre Erinnerungen nicht wieder. Es war sowohl zuviel als auch zuwenig. Es wurde vom Feuer gesprochen, aber von der Asche geschwiegen. Wie hätte es auch anders sein können, es war ja von einer Lebenden geschrieben worden.“

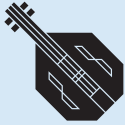
Wieder liegt das vernichtende Urteil nicht dort, wo es scheint – nicht darin, daß sie dem Roman der Mutter, es handelt sich um *Märkische Argonautenfahrt*, die Authentizität und damit das literarische Gelingen abspricht, das ist letztlich eine Kleinigkeit, sondern es liegt im gnadenlosen Zitat in indirekter Rede: „danach könne sie diese“, nämlich die Erinnerungen an Auschwitz, „in erdichteter Form wiedererstehen lassen“. Es ist das hohle Pathos der Worte „erdichtet“ und „wiedererstehen“, über das man schwer hinwegkommt. Dagegen wirkt es beinahe wie ein Postskriptum, wenn Cordelia Edvardson lapidar und ohne *Das unauslöschliche Siegel*, den großen Roman ihrer Mutter über die Taufe, auch nur zu erwähnen, berichtet, daß sie sich geweigert habe, ihr eigenes Kind taufen zu lassen.

Es ist kaum möglich, die Erinnerungen von Cordelia Edvardson zu lesen, ohne sich auch als Leser vor die Wahl gestellt zu fühlen, vor die sie selbst sich im schrecklichsten Moment ihres Lebens gestellt fand, vor die Wahl nämlich zwischen Tochter und Mutter. Es gibt gute Gründe, die Mutter zu wählen – der Prunk ihrer Prosa, die Perfektion der Verse, der große Wurf des abgerundeten Lebenswerkes. Aber ich kann nicht anders, obgleich auch ich im Flugzeug bei versagenden Landeklappen noch das Vaterunser bete, wähle ich die Tochter, die klare Nüchternheit ihrer Erinnerungen, die schroffe Abkehr von tröstender Metaphysik, und so erlaube ich mir gerade in dem Moment, da ich diesen Preis annehme, die Bemerkung, daß auch ein Cordelia-Edvardson-Preis einen guten Klang und guten Sinn hätte.

Es ist ja etwas Eigentümliches, um das katholische Schriftstellertum: Gertrud von le Fort, Paul Claudel, Julien Green, George Bernanos und eben Elisabeth Langgässer – wie grandios unmodern sind ihre Bücher in diesem Moment, und allein deshalb schon muß man sie lesen, sich genau jetzt mit ihnen auseinandersetzen, denn sie können auch Skeptiker viel lehren in einer Zeit, in der die Metaphysik zum Verschwörungsgebrabbel auf sozialen Medien herabsinkt. Zugleich aber kann man in der Auseinandersetzung mit diesen christlichen Schriftstellern nicht daran vorbeisehen, daß der Glaube, wenn man ihn so ernst nimmt wie sie, eben keine bloß ästhetische Kategorie, kein schönes Beiwerk, kein Ornament guter Geschichten und perfekter Verse ist, daß Religiosität per definitionem heißen muß, sich ethischen Anforderungen zu stellen, die mit dem Gelingen eines Sprachwerks nichts mehr zu tun haben. Und so kommt man auch dann, wenn man sich des Urteils ganz enthalten will, letztlich nicht umhin, die Frage zu stellen, ob Gott am Ende der Zeiten eher von einem wissen will, ob man Romane und Gedichte zu seinem Lobpreis geschrieben, oder ob er vielmehr wissen will, ob man, vor die Wahl gestellt zwischen sich selbst und seinem Nächsten, dann doch sich selbst gewählt hat – und ob es dann nicht ein erschwerender Umstand ist, wenn dieser Nächste nicht irgendwer war, sondern das eigene Kind. Aber diese Frage liegt nicht bei uns, sie liegt bei Gott, falls es ihn gibt und falls er wiederkommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten. Auch als Skeptiker darf man darauf hoffen. Denn schön wäre es schon. *If only.*



Alzey



Kreisstadt Alzey
Stadtverwaltung
Ernst-Ludwig-Straße 42
55232 Alzey

Besuchen Sie uns auch
im Internet: www.alzey.de